



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bernays, Michael: Friedrich Schlegel und die Xenien : an R. Haym : (Schluß
zu Nr. 50.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friedrich Schlegel und die Xenien.

An H. Haym

von

Michael Bernays.

(Schluß zu Nr. 50.)

Gewiß wird man dem Xenien-dichter das Zugeständniß machen, daß er die Proben aus dem Bereiche neuester Kritik für seine Zwecke trefflich auszuwählen verstanden. Schiller, Herder und Goethe hatten durch ihre Beiträge dem *Musen-Almanach* reichen Schmuck und köstlichen Gehalt verliehen — und die junge Kritik, zwischen Bewunderung und Tadel schwankend, von der Sucht nach Paradoxen verführt, erging sich bei der Würdigung dessen, was diese Männer geleistet, in solchen unzulänglichen, launenhaften Aeußerungen, die sich gegenseitig selbst aufzuheben schienen! Und ferner — was hier den eigentlichen Ausschlag gab — Schiller, Herder und Goethe konnten mit Recht auch in ihren eigenen Augen als die Führer des Zeitalters gelten; jene jungen Geister aber, die über das Zeitalter schon keck hinauszustreben sich vermaßen, gaben durch solche Urtheile den vollgiltigen Beweis, daß sie unfähig waren, diesen Führern sicheren Schrittes nachzugehen, geschweige sie zu überholen; sie gaben durch solche Urtheile wider sich selbst das unzweideutige Zeugniß ab, daß sie, weit entfernt, über den gegenwärtigen Standpunkt der künstlerischen und literarischen Bildung sich erheben zu können, vielmehr das Größte, Edelste und Beste, was diese Gegenwart aus ihrem fruchtbaren Schoße geboren, noch nicht sicher erfaßt, noch nicht zu ihrem vollen Eigenthum gemacht hatten. Wir sehen nun, — eben die Proben hatte Schiller herausgegriffen, die von dem ganzen Verfahren und Bestreben dieser jugendlich Vordringenden einen entschieden ungünstigen Begriff erwecken mußten.

Und wir sehen nun auch, wie diese gegen Friedrich Schlegel gerichtete Xenienreihe, deren Zusammenhang auf eine so unerklärliche Weise zerrissen schien, sich zu einem ununterbrochenen Ganzen schicklich aneinander fügt. Zur Einleitung dient ein allgemein gehaltener Spruch über den verschiedenartigen Betrieb des literarischen Handwerks (301)*. Dann wird Schlegel selbst in den Kreis vorgefordert, um seine Bemerkungen über Schiller, Herder und

*) Das Xenion 300 („Seht, wie artig der Frosch nicht hüpfst“), als dessen Verfasser Goethe angenommen wird, kann sich zwar auf tausend und aber tausend Recensionen beziehen, wie sie zu allen Zeiten geschrieben worden sind und geschrieben werden, — auf jene nach landläufiger Manier zugefügten Kritiken, in denen Lob und Tadel so ungeschickt zusammengestellt sind, daß sie einander aufreiben müssen. Der Platz, der dem Epigramm hier ertheilt ist, läßt indeß vermuthen, daß dieser allgemein giltige Spruch insbesondere eben auf Schlegel's Beurtheilung des *Musen-Almanachs* zielen soll, die ja auch der hier gegebenen Charakteristik der herkömmlichen Recensentenweise in so vorzüglichem Grade entspricht.

Goethe vorzutragen (302—4); da er indeß gegen Schiller am schwersten sich vergangen, so wird ihm dann zur gerechten Strafe noch aufgegeben, seine unreifen Einfälle über „Würde der Frauen“ und „Pegasus im Joch“ zu recapituliren. Nachdem er so durch seine eigenen Aeußerungen sich hinlänglich charakterisirt hat, wird er mit zwei Distichen entlassen (304—8), in welchen Schiller diesem Charakterbilde mit energischer Hand die letzten vollendenden Striche hinzusetzt. In dem abschließenden Xenion:

Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!

spricht er die Ahnung aus, die sich ihm später vollkommen bestätigte, daß nämlich diesem ganzen Kritikergeschlechte, das seinen Scharfsinn, seinen „entseßlichen Witz“*) mit so viel Selbstgefälligkeit zur Geltung brachte, das mit anscheinender Leichtigkeit die gewagtesten Geistesprünge vollführte, doch die selbständig schaffende Geisteskraft abgehe. Je ausschließender Schiller sich der künstlerischen Production zuwandte, um so entschiedener fühlte er sich zur Mißachtung der vornehmthuenden Unfruchtbaren berechtigt, die, wie er meinte, hinter blendendem Geistesdämmer nur ihr dauerndes Unvermögen verbargen. Und ihm, der den schweren Ernst und die erhebende Wonne des künstlerischen Schaffens so ganz kannte, ihm, der in jedem einzelnen Falle das Höchste, das ihm erreichbar schien, von sich forderte und es nur als Preis des unablässigen Ringens seiner gesammten Kräfte erlangte, ihm war es wohl verstatet, geringschätzig die vorschnellen Tadler abzuweisen, die wenigstens nicht aus eigener Erfahrung Einsicht in das Wesen und Wirken des Genius gewonnen hatten. Im Anklang an jenes Xenion ruft er später einmal im Drange der Arbeit aus: „Wüßten es nur die allzeitfertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!**)“

Der Meister der neuesten Kritik hat nun von seiner Art und Kunst eine so gründliche Probe abgelegt, daß er für jetzt vom satirischen Schauplatz zurücktreten mag. Damit aber durch den Gegensatz sein Charakter noch deutlicher ausgeprägt erscheine, wird gleich nach ihm der Chor der Alten, der wehmüthig gestimmten Anhänger des Hergebrachten vorgerufen, um in den „Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger“ (309—18)***) mit possirlichen

*) Schiller an Goethe 19. Juli 1799.

**) An Goethe 31. Mai 1799. — Diese Betrachtung war auch Goethe'n geläufig. Schon Jahre zuvor hatte dieser, während des zweiten Aufenthalts in Rom, aus der Fülle der gesammelten Anschauungen heraus, ruhig, ohne polemischen Seitenblick, die Ueberzeugung geäußert, daß „doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst habe, als der Künstler selbst.“ (29, 161).

***) Unter dem Gesamttitel „Jeremiade“ hat Schiller diese prächtigen, ohne Commentar allgemein verständlichen Epigramme verdienstermaßen in den zweiten Band der Gedichte (S. 191—193) aufgenommen.

Trauertönen den Verfall jeder löblichen poetischen Sitte, das rettungslose Dahinschwinden des einst so sanft glänzenden goldenen Zeitalters der Litteratur zu beklagen. Nachdem kaum Friedrich Schlegel's kecke Sprüche verklungen sind, vernehmen wir ein Schmerzenslied, das wohl verdiente, von allen Insassen des Nicolai-Weiße'schen Lagers empfindungsvoll nachgesungen zu werden. Durch diese Anordnung der einzelnen contrastirenden Gruppen suchten die Dichter gewissermaßen Ersatz zu bieten für den unausgeführt gebliebenen Plan, den sie ursprünglich mit so lebhafter Neigung erfaßt hatten und den sie endlich nur gezwungen und ungerne fahren ließen — für den Plan nämlich, die Xenien zu einem wohlgefügt und wohlgegliederten Ganzen kunstgemäß auszubilden.

Indem wir nun die vielseitige Kraft des satirischen Dichters bewundern, der die entgegengesetzten Sinnesarten und Bestrebungen der Zeitgenossen mit gleich treffender Schärfe zu zeichnen vermag, können wir uns doch eines leisen Bedenkens nicht erwehren, das seinen Ausdruck in der Frage findet: Ist hier dem jungen Friedrich Schlegel nicht zu viel geschehen? Und zwar zu viel im doppelten Sinne: — verdienen seine Aeußerungen eine so eingehende Beachtung? verdienen sie eine so verletzende Zurückweisung? Mehr als ein halb Duzend Epigramme — ist das nicht ein zu reichlicher Lohn für die auf wenigen Seiten einer Zeitschrift verübte kritische Ungebühr? Und wäre noch die Zeitschrift ein seit langen Jahren fest begründetes, einflußreiches Institut, wäre noch der Kritiker ein Mann von weit verbreitetem Ansehen gewesen! Aber keins von beiden; die Zeitschrift, die sich nur ein Jahr hindurch mühselig erhielt, gehörte nicht zu den Journalen, aus welchen zahlreiche Leserkreise ihre Meinungen zu schöpfen pflegten; und der Kritiker selbst, wenn er auch Anlage und Lust sowohl zum Revolutionär wie zum dictatorischen Gesetzgeber verrieth, hatte es bis dahin doch noch nicht zu weitreichendem Einflusse, zu richterlichem Ansehen gebracht. Weshalb also die geschärfte Rüge, dieser auszeichnende Tadel?

Schiller hatte seine zureichenden Gründe, diese dem jungen Kritiker bereitete Auszeichnung für wohlverdient und zweckmäßig zu halten. Schon vor längerer Zeit war Friedrich Schlegel für ihn der Gegenstand einer nicht unfreundlichen Aufmerksamkeit geworden. Der junge Mann war damals in einem schwierigen Proceß des Werdens begriffen; er schien noch den Weg zu suchen, auf dem eine gedeihliche und bequemere Entfaltung seiner Anlagen gelingen konnte. Er war reich an Ideen, die, wie sie durch die geistige Bewegung des Zeitalters angeregt waren, so auch fördernd auf diese zurückwirken und mit treibender Kraft sie beschleunigen sollten; er war reich an Plänen, die seine Thätigkeit anspornen und zugleich in einer bestimmten Richtung festhalten mußten. Aber dieser Ideenreichthum war noch nicht voll-

kommen bewältigt, diese Pläne schienen noch nicht gereift; und sie waren so umfassend und weitaussehend, daß es zweifelhaft erscheinen konnte, ob man gerade ihm ihre Vollführung zutrauen durfte. Vor Allem aber ward es ihm schwer, den Gedankengehalt, den er in sich trug, übersichtlich darzulegen oder in gefällige Form zusammenzufassen; es ward ihm schwer, in der Mittheilung seiner Anschauungen bis zur völligen Klarheit vorzudringen. Indes selbst diese Schwierigkeit deutete auf den Ernst seines Strebens. Das Formtalent, das seinem älteren Bruder schon von der Natur vergönnt war, sollte sich bei ihm als das mit eigenen Kräften gewonnene Ergebnis einer selbständigen Geistesbildung entwickeln*). Er nahm es schwer mit sich und mit seinen Aufgaben, er begnügte sich nicht mit dem Schein, er drang auf das Wesen; vor aller Flachheit schien sowohl sein Wille wie seine Neigung ihn für immer bewahren zu müssen.

Dies Alles war dem Blicke Schiller's nicht entgangen. Dem philosophischen Dichter, der Ernst und Kraft des Willens immer höher schätzen lernte, mußte diese beharrlich in ihren Tiefen arbeitende Natur wohl einige Theilnahme abnöthigen. Er hatte Acht auf Schlegel's schriftstellerische Versuche. Diese schreckten ihn allerdings zuweilen durch ihre innere und äußere Unfertigkeit dermaßen ab, daß er besorgte, dem schwerfälligen Autor möchte doch das eigentliche Talent zum Schriftsteller versagt sein**). Dennoch behielt eine hoffnungsvollere Meinung die Oberhand. Schiller glaubte, daß man berechtigt sei, sich von Friedrich's Leistungen Vortreffliches zu versprechen, wenn es diesem nur erst gelungen sein würde, den noch in ihm bestehenden Kampf zwischen Form und Gehalt zu glücklichem Ende zu bringen und Leichtigkeit der Behandlung, Sicherheit und Klarheit der Darstellung als Preis dieses Kampfes sich anzueignen. In diesem Sinne sprach Schiller sich wiederholt aus***); und auch der Wohlwollende hätte sich kaum anders ausdrücken

*) Daß er sich als einen Denker von tieferer philosophischer Bildung dem formgewandten Bruder gegenüberstellte, deutet er ziemlich unbefangen an, indem er an Schiller (12. Decbr. 1795) schreibt: „Ich bin sehr begierig auf meines Bruders Briefe über die Poesie. Wenn er die metaphysischen Untersuchungen ganz zu vermeiden gewußt hat, so erwarte ich viel Gutes.“ — Die hier angedeutete Befürchtung war allerdings nicht ohne Grund. Diese zuerst in den Horen gedruckten Briefe wurden zwar noch in den „Charakteristiken und Kritiken“ zugelassen; im Vorwort aber legte der Verfasser über das Einseitige und Mangelhafte der hier begonnenen Untersuchungen ein freimüthiges Bekenntniß ab. Warum er später diese Briefe aus der „Sammlung seiner kritischen Schriften“ (1828) ausschloß, sagt August Wilhelm im Briefe an Tief vom 3. Septbr. 1837.

**) Der im 5. Stück des Merkur von 1795 (S. 79—92) enthaltene Aufsatz „Ueber die Grenzen des Schönen“ erweckte ihm diese Besorgniß, die auch ein jeziger Leser wohl noch begreiflich finden wird.

***) Und zwar nicht nur gegen den Bruder im Briefe vom 29. October 95, sondern schon viel früher, im Anfange dieses Jahres, gegen Körner. Diesem schreibt er am 5. Januar: „Auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn seine Ideen, an denen er sehr reich ist, mehr

können*). Im Ganzen, darf man sagen, betrachtete Schiller Friedrich's Sein und Streben mit günstigen Voraussetzungen; und der wohlmeinende Körner unterließ es nicht, diese zu bekräftigen und durch ein zur rechten Zeit gesprochenes, bald entschuldigendes, bald erklärendes Wort seinen Schützling dem Freunde zu milder, schonender Beurtheilung zu empfehlen.

Friedrich seinerseits schien diese Empfehlungen durch sein Verhalten gegen Schiller durchaus rechtfertigen zu wollen. Unverhohlen, mit jugendlicher Wärme gab er kund, wie innig und dankbar er den Mann bewundere, „der um die Wiederherstellung der Kunst einen zweifachen Lorbeer verdient habe“; man konnte glauben, daß gerade er unter den Jüngeren am besten befähigt sei, Schiller's Natur in ihrer Einheit und Einzigkeit zu erfassen und die in den Werken des Philosophen und Dichters sich vollziehende Verbindung zwischen streng speculativem Sinne und poetischem Darstellungsvermögen in ihrer tiefen und herrlichen Nothwendigkeit zu begreifen. Mit dem, was Schiller in den Untersuchungen über naive und sentimentalische Dichtung für die Philosophie der Kunst leistete, kam er auf Friedrich's eigenem Forschungsgebiete diesem fördernd entgegen; sieht man von den nächsten Geistesfreunden Schiller's ab, so war unter der damaligen Generation nicht leicht Jemand so vorbereitet, wie eben Friedrich Schlegel, auf die dort niedergelegten und angeregten Betrachtungen einzugehen; ihre schöpferische Bedeutung, ihre folgenreiche Wichtigkeit für die Gestaltung einer auf geschichtlichem Fundament aufzubauenden Kunstphilosophie hat er gewiß, wenn auch nicht völlig erkannt, so doch deutlicher als andere geahnt; und gewiß war es ein Lob, aus vollem Herzen gesprochen, wenn er bekannte, daß „die Philosophie der Kunst durch Schiller in wenigen Monaten um viele Jahre älter geworden sei.“**)

Auch schien es sein Wunsch, persönlich freundschaftliche Beziehungen mit

Klarheit erhalten haben, und die Form über den Stoff erst Meisterin geworden ist, viel Vortreffliches.“

*) Nachdem Schiller den in der Berlinischen Monatschrift (Juli und August 1795) veröffentlichten Aufsatz über die Diotima gelesen, den Wilhelm ihm als die reifste unter den bis dahin bekannt gemachten Arbeiten Friedrich's bezeichnet hatte, gab er zu, daß hier eine merklliche Verbesserung anzuerkennen sei, fürchtete aber dennoch, daß der Verfasser von „einer gewissen Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit“ sich nie ganz befreien würde. (An Humboldt 17. Decbr. 95. Fast dieselben Ausdrücke kamen schon vor in dem Briefe an Körner vom 4. Juli. —) Daß Schiller dies fürchtete, darf uns wohl nicht befremden, wenn wir erwägen, daß selbst Schleiermacher im Jahre 1800 (an Brinckmann 22. März) noch von Friedrich's „sich immermehr verlierenden innern Unfertigkeit und ungeordneten Fülle von Gedanken und Anregungen“ spricht. „Dies ist ein Zustand“, fährt Schleiermacher fort, „durch den er nach seinem ganzen innern Wesen, der Art seiner Bildung, und der Größe seines Zieles und seiner Ansichten nothwendig hindurch mußte, und ich glaube nach vielen Anzeichen ihn nun am Ende desselben zu sehen.“ — Diese Worte wurden geschrieben, nachdem Schleiermacher das ihm sehr zusagende „Gespräch über die Poesie“ gelesen hatte.

**) Vgl. Friedrich's Briefe an Schiller vom 12. Decbr. 95 und 2. Mai 96.

Grenzboten IV. 1869.

57

Schiller herbeizuführen. Schon im Herbst 1794 hatte er diesem durch Körner's Vermittelung einen Aufsatz für die „Thalia“ angeboten; es war ihm nicht lieb, daß Schiller die Arbeit, die er allerdings in seine Zeitschrift aufzunehmen versprochen hatte, hernach an den Herausgeber der „Berlinerischen Monatschrift“ abtrat*). Als die „Horen“ begründet wurden, konnte Friedrich zwar nicht mit dem rüstigen Eifer, den sein Bruder entwickelte, in die vorderste Reihe der Mitarbeiter eintreten; als Schiller ihn aber in diesen Kreis einlud, begrüßte Schlegel diese Aufforderung mit lebhafter und, wie man annehmen darf, unverstellter Dankbarkeit**); zugleich sprach er sich bei diesem Anlaß über das Mißfällige und Ungenügende seiner Arbeiten so unumwunden aus, daß selbst der unfreundlichste Kritiker diesen Tadel kaum hätte überbieten können. Vielleicht mochte es scheinen, daß dieser junge Autor die edle Pflicht der Selbsterkenntniß etwas gar zu streng ausübe; aber noch hatte Friedrich keinen Grund zu dem Argwohn gegeben, daß hinter dieser mit so absichtsvoller Stärke ausgedrückten Bescheidenheit ein noch stärkeres Selbstgefühl sich verberge. Mit Offenheit und Vertrauen äußerte er sich gegen Schiller über seine Pläne, die ihm aus dem Studium der antiken Poesie aufgegangen waren; er verbreitete sich über die Schwierigkeiten und Hindernisse der langsam vorschreitenden Ausführung und wünschte, daß Schiller dem Ausgeführten eine kritische Prüfung gönnen möchte. Endlich überwand er auch seine Zaghaftigkeit so weit, daß er die Ehre der Mitarbeiterschaft an den „Horen“ durch einen Aufsatz zu erstreben wagte, der unglücklicher Weise Schiller's Meinung von seinen Fähigkeiten nicht höher stimmen konnte***).

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 2, 207. 211. 216. 217. 227. In den beiden letzten Heften der Berlin-Monatschrift vom Jahre 1794 erschienen die Aufsätze „von den Schulen der griechischen Poesie“ und „vom ästhetischen Werth der griechischen Komödie.“ — Außer Körner bezeugte damals auch Wilhelm von Humboldt für Friedrich's Autorschaft ein thätiges Interesse. Siehe in demselben Bande des eben genannten Briefwechsels S. 180. 183. 185. —

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 268. 272. Im Briefe an Humboldt vom 17. December 95 wiederholt Schiller den Wunsch, Friedrich möchte etwas Brauchbares für die Horen liefern.

***) Es war dies der Aufsatz über Cäsar und Alexander. Schiller verweigerte die Aufnahme dieser „welthistorischen Vergleichung“, obschon sie in den Horen, wo Archenholz und Wolfmann als Historiker prangten, immerhin ein Unterkommen hätte finden dürfen. Schlegel würdigte sie später eines Platzes im vierten Bande seiner Werke. Ob er dieser Jugendarbeit vorher einige Verbesserungen angedeihen lassen, vermögen wir natürlich nicht zu bestimmen; aber auch so wie sie jetzt dasteht, rechtfertigt sie Schiller's Verwerfungsurtheil. Schlegel selbst spricht in der später beigegebenen Anmerkung von „der jugendlichen Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdrucks.“ Aber damit ist der Tadel bei weitem nicht erschöpft. Unter allen damaligen Arbeiten Schlegel's ist diese die geringfügigste. An geschichtlichem Gehalt ist sie gänzlich leer, und von überraschender Dürftigkeit ist das hier vorgetragene Raisonnement, in welchem Schlegel nachträglich Ansätze zu seiner historisch-philosophischen Betrachtungsweise entdecken wollte. Vgl. die Anmerkungen auf S. 263 und 91 des vierten Bandes mit der Vorrede S. V.

Solchergestalt hatten sich die persönlichen Beziehungen zwischen Schiller und Schlegel entwickelt, als jene Recension des *Musen-Almanachs* in die Welt gesandt ward.

Der jugendliche Autor schien hier plötzlich sein Wesen umgewandelt zu haben; oder vielmehr, er hatte sich der unbequemen Hülle der Bescheidenheit entledigt und zeigte, sei es mit Absicht oder halb unbewußt, seine angeborene und schon bis zu einem anerkennenswerthen Grade ausgebildete Geistesart. Aus dieser Beurtheilung, mochte sie sich zu Lob oder Tadel wenden, blickte ohne Scheu eine unbehagliche Annäherung hervor; versteckter und offener Spott war hier, nicht karglich, ausgesäet; der Kritiker erschien durchaus von dem Gange beherrscht, seltsam aufgestuzte Gedanken in möglichst auffallender Form vorzubringen.

War das der ungewandte, verzagte Schriftsteller, der, wie Körner rühmte, für jede Belehrung sich zugänglich und dankbar bewies, der, mit allem Nachdruck einer wirklichen Ueberzeugung, seine wohlerkannten Mängel eingestanden und beklagt hatte? War das der warme Verehrer Schiller's, der für das Haupt des Dichters und Denkers einen zwiefachen Lorbeer bereit hielt?

Man mag nun ermessen und sich deutlich genug vorstellen, welchen Eindruck Schiller von dieser unerwarteten kritischen Kundgebung empfangen mußte! Eben weil er von Schlegel's geistigem Vermögen nicht gering gedacht hatte, mußte dieser Eindruck doppelt widerwärtig sein. Eben deshalb aber konnte ihn auch Schlegel's Spott und Tadel nicht ganz und gar gleichgiltig lassen.

Und dieser Tadel richtete sich zum Theil gegen die Erzeugnisse, die seinem Geiste, seinem künstlerischen Empfinden damals noch so lieb und nahe waren, gegen die Gedichte, in welchen, wie er es zu bezeichnen pflegte, „er noch am Ufer der Philosophie hingesteuert war.“ Wir wissen und erkennen jetzt, wie Schiller in diesen Gedichten, mit denen er seinen Wiedereinzug in das Reich der Poesie feierte, die Herrschermacht und bildende Kraft der Phantasie auf einem ihr scheinbar fernliegenden Gebiete, auf dem Gebiete des Gedankens, energisch bewährt hat; wir wissen, wie viele von den Ideen, welche ihm die theuersten waren, hier nicht etwa bloß mit dichterischem Gewand bekleidet, sondern in die Freiheit und helle Weite der künstlerischen Anschauung hinübergeführt, und, ohne von ihrem selbständigen Gehalt etwas einzubüßen, der Poesie innigst anvermählt wurden, so daß sie in dieser überraschenden Verbindung eine neue Kraft erhielten und zugleich jedem Gemüthe faßlich und vertraut nahe rückten; wir wissen ferner, mit welcher „verständenen Bewunderung“*) jeder der nächsten Freunde Schiller's

*) Humboldt an Schiller S. 149.

diese Dichtungen aufnahm, in welchen der Poet die Doppelnatur seines Geistes nur offenbarte, um deren untrennbaren inneren Zusammenhang zu bezeugen. Und nun, nachdem Goethe, Humboldt, Körner ihr Urtheil gesprochen, trat Friedrich Schlegel an ihn heran, um mit jugendlicher Kunstweisheit ihm gelehrt und lehrhaft darzuthun, daß in dem Gedichte „der Tanz“ ein Ton gewählt worden, welcher die Weitschweifigkeit des Doid mit der Schwerfälligkeit des Properz vereinige*). — Der zuversichtliche Kritiker theilte ihm ferner mit, daß er von den „Stanzas an den Leser“ — (gemeint ist das Gedicht: die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen u. s. w.) — zwar die erste Strophe wunderschön, die beiden folgenden aber unschicklich finde und in ihnen nichts als eine leere Verbeugung erblicke. Den „Idealen“ spendete er zwar Lob und Bewunderung im Ueberfluß; aber das Lob ward doch bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert, wenn er sich schließlich dahin vernehmen ließ, daß er, um einige kleine Flecken aus diesem Gedichte getilgt zu sehen, gerne die „Würde der Frauen“ hingäbe**).

Zwischen diese gehaltleeren Einfälle waren dann einige feine, richtige Bemerkungen hineingestellt***). Aber dadurch ward das Vergehen des Kunstrichters nur noch erschwert. Denn wenn dieser in einzelnen Aeußerungen ein so feines Verständniß verrieth, und dennoch in den meisten Fällen den Dich-

*) „Ueberhaupt scheint die Elegie“, setzt er dann hinzu, „welche ein sanftes Ueberströmen der Empfindungen fordert, Schiller's raschem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Ueberfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt.“ — Es ist schon ein absurdes Mißverständnis, daß der Kritiker, doch nur aus Rücksicht auf das Metrum, ein Gedicht, wie den Tanz, unter den gewöhnlichen engen Begriff der Elegie bringen will.

**) Die Worte lauten: „Um die Knoten der Liebe und die Säule der Natur aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen.“ — In der ursprünglichen Fassung jenes Gedichts schloß die vierte (jetzt die dritte) Strophe mit den Versen:

So schlängeln meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

Durch die später vorgenommene Aenderung (So schläng ich mich mit Liebesarmen u. s. w.) ward das Mißfällige in Wort und Bild beseitigt. — Die feindselige Gestinnung gegen die Würde der Frauen theilte Friedrich Schlegel mit Tieck, der sie in einer wenig beachteten und auch wenig beachtenswerthen Recension des *Musen-Almanachs* kundgab. Diese Beurtheilung ward, als ein Product Bernhardt's, im *Berlinischen Archiv der Zeit* und ihres Geschmacks abgedruckt und ist jetzt auch in *Tieck's Kritischen Schriften* 1, 87 fgg. zu lesen.

***) So hebt er z. B. in Uebereinstimmung mit Schiller's Freunden das Epigramm „Columbus“ besonders hervor; den Schluß der Ideale, der selbst Körnern keine volle Befriedigung gewährte, der aber, wie Schiller sagte, (an Humboldt S. 186) „schlechterdings nicht anders sein durfte“, findet Schlegel durchaus tadellos; wenn er in der „Macht des Gesanges“ die dritte Strophe tadelt und von einem „nicht reif gewordenen Gleichnisse“ spricht, so kann er hier Körner's Meinung für sich anführen, die er auch vielleicht im Gespräch vernommen haben mag; vgl. Körner an Schiller 3, 283.

ter und dessen Zwecke so gröblich verkannte, so durfte man leicht zu der mißtrauischen Vermuthung geführt werden, daß dies Verkennen weniger aus Mangel an Gefühl und Einsicht als aus einem absichtlichen Nichtverstehen entsprungen sei. —

Mochte nun Schiller sich diesem Mißtrauen hingeben oder mochte er die Fehlgriiffe des Kritikers aus der mangelhaften Entwicklung eines sich überhebenden Geistes ableiten, in jedem Falle — das wird uns jetzt einleuchtend geworden sein — mußte er sich bewogen fühlen, den vermessenen Aufblömmeling in seine Schranken zurückzuweisen; in jedem Falle mußte er es der Mühe werth erachten, es diesem vorwitzigen Adepten der kritischen Kunst durch eindringlichen Spott zum Bewußtsein zu bringen, wie wenig er noch von den inneren Geheimnissen dieser Kunst erlauscht habe. Friedrich hatte muthwillig diese satirische Rüge herausgefordert. Selbst der freundlich gesinnte Körner vermochte gegen die Züchtigung nichts einzuwenden; und der eigene Bruder mußte bekennen, daß sie wohl angebracht und wohl verdient gewesen *).

Vielleicht stimmte Friedrich selbst im Geheimen diesem Bekenntniß bei; vielleicht gab er zu, daß er die Pfeile des Spotts, welche aus dieser ersten gegen ihn gerichteten Xenienreihe so dicht ausflogen, selbst auf sich herabgezogen habe. Aber wollte er auch, was freilich seiner Natur widersprochen hätte, diesen gerechten Lohn ohne Murren hinnehmen, so mußte er um so entschiedener darauf beharren, daß er die Angriffe, die sich im weitem Verlauf der Xenien gegen ihn erneuerten, keineswegs verschuldet habe.

Zwar darüber durfte er dem Xeniendichter nicht zürnen, daß dieser auch bei dem Besuche der classischen Unterwelt seiner nicht vergessen hatte. Friedrich konnte es wohl als eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit gelten lassen, daß er und der Bruder hier als Nepoten Lessing's zu Ehren kamen**); und

*) Körner schreibt (3, 262): „Daß du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden;“ — doch bittet er zugleich den Freund, den jungen Unbescheidenen nicht ganz aufzugeben. — August Wilhelm sagt in der Antwort auf Schiller's Absagebrief vom 31. Mai 1797: „Wenn meine dringendsten Vorstellungen etwas gefruchtet hätten, so hätte er seinen Brief über den Almanach von 96 gar nicht drucken lassen. Daß diese Manier zu urtheilen, mit einigen spottenden Einfällen erwidert ward, fand ich sehr natürlich und billig, und hätte von Herzen gewünscht, daß er es dabei hätte bewenden lassen. Er kannte den Grad meiner Anhänglichkeit an Sie, und es war also seit jener Zeit eine ausgemachte Sache unter uns, daß er sich nie gegen mich über irgend etwas äußerte, was Sie auf das entfernteste betraf.“

**) Ich nehme es für ausgemacht, daß in dem Xenion 341: „Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten“ u. s. w. Achilles-Lessing und nicht etwa Johann Elias Schlegel der Fragende ist. — Zur Erläuterung der Xenien, welche die Nektia im eifsten Buche der Odyssee parodiren, pflegt man die homerischen Verse in der späteren Vossischen Uebersetzung anzuführen. Um aber den parodischen Witz dieser Xenien herauszuheben, muß man die Verse aus der ältesten Vossischen Uebersetzung der Odyssee von 1781 herbeiziehen. Diese hatte Schiller vor Augen; an den Wortlaut dieser Uebersetzung schloß er sich, wie es ja auch das Wesen der

wenn dann berichtet ward, daß diese Nachseiferer des großen Kunststrichers bei ihren kritischen Kampf- und Wagestücken ihr Geschloß zuweilen ziellos ins Blaue entsendeten, so durfte er auch daran kein ernstliches Aergerniß nehmen. Scharf und verlegend mußten ihn aber die Xenien treffen, in welchen einzelne Sätze aus seinem Werke über „die Griechen und Römer“ mit satirischer Lust unbarmherzig parodirt wurden. Sie bilden eine reiche Gruppe (von No. 320—331); der kühne Witz des Dichters feiert hier die schönsten Triumphe. Das angeblich Uebertriebene oder Abgeschmackte der Schlegelschen Behauptungen wird mit sinnlicher Anschaulichkeit dem Leser vors Auge geführt; ich erinnere beispielsweise nur an den mit erleichteter Brust aus der Tragödie hinweghüpfenden Griechen (326); — der prägnante bildliche Ausdruck, der in dieser Xenienreihe vorherrscht, reizt und befriedigt die Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade; der Poet hat die Stacheln seiner Verse so fein und scharf zugespitzt, als ob er recht geflissentlich dafür Sorge tragen wollte, daß sie sich der Erinnerung der Hörer so tief und fest wie möglich einsenkten; und so konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Spruch über die mit so kurzem Gedärm versehenen geschwindschreibenden Sonntagskinder alsbald zu dem Ansehen einer sprichwörtlichen Wahrheit gelangte.

Aber ich will hier nicht Schiller als den Meister der epigrammatischen Kunst preisen, obschon ich glaube, daß er als solcher noch nicht den verdienten Kranz empfangen hat. Hier sei nur die Frage in Betracht gezogen, ob damals dem kaum veröffentlichten Buche Friedrich Schlegel's ein solcher vielfältigter satirischer Bewillkommungsgruß gebührte.

Zuversichtlich darf man antworten: nein! Gerade bei Schiller und dessen

Parodie erfordert, so eng wie möglich an. Wenn z. B. im Xenion 343 Achilles sich nach dem alten Peleus-Glein erkundigt:

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich lieft? —

so citiren die Erklärer dazu die steifen gravitätischen Verse der spätern Vossischen Uebersetzung:

Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadellosen, du hörtest:
Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet?

Diese Erklärer mußten also annehmen, daß Schiller ganz zwecklos, oder vielmehr seinem Zwecke geradezu entgegen, die Verse zum Behufe seiner Parodie erst selbst übersetzt habe. Aber nein, er gibt ganz genau die alten Vossischen Verse wieder:

Melde mir auch, wo du Kunde vom großen Peleus vernahmest,
Ob er noch weitgehrt die Myramidonen beherrsche.

Schiller ließ die späteren Vossischen Arbeiten nicht gelten; nur die alte „Odüsse“ hielt er stets lieb und werth; (an Körner 4, 79) an dies herrliche und liebliche Meisterstück deutscher Sprache und Kunst knüpften sich für ihn, wie wir aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte wissen, die schönsten Erinnerungen aus dem Sommer 1788. (vgl. an Körner 1, 335).

großem Freunde verdiente das Buch eine wohlwollende Aufnahme zu finden. Keineswegs hätten die beiden Dichter, welche die Bildungsverhältnisse ihres Zeitalters bis tief auf den Grund durchschauten, den jungen Verfasser auf seiner Bahn überall mit durchgehender Billigung begleiten können; aber sie durften nicht leugnen, daß die von ihm betretene Bahn sich in der Richtung hinzog, auf welche sie selbst hingedeutet und hingeleitet hatten. Mit einem Worte, die Tendenz des in diesem Buche begonnenen Unternehmens mußten sie rühmend anerkennen, wenn auch die Ausführung oft genug die Probe nicht bestehen konnte.

Hat also Schiller hier, im Bewußtsein der Uebermacht, ein noch nicht zur vollen Entwicklung seiner Kräfte gediehenes, aber einem richtig erkann- ten Ziele mit ernstem Willen zustrebendes Talent mit den Streichen der Sa- tire niederhalten und zurückschlagen wollen? Auch hier müssen wir mit gleicher Zuversicht ein Nein aussprechen.

Man rückt schon das ganze Verhältniß aus dem richtigen Gesichtspunkt, wenn man Schlegel's Buch, wie es kurz nach dem Erscheinen der Xenien als ein zusammenhängendes Werk in die Literatur eintrat, mit den Schiller'schen Epigrammen unmittelbar in Verbindung bringt. Diese Epigramme gelten allerdings dem Buche; unmittelbar hervorgerufen wurden sie aber nicht durch das Buch, sondern durch einen vorläufigen Auszug aus den ersten zehn Bogen dieses Buches, der, zum schweren Schaden des Verfassers, in dem sechsten Hefte der Zeitschrift „Deutschland“ erschien*), — in demselben Hefte, welches auch die unselbige Recension des Musen-Almanachs ans Licht ge- bracht hatte.

Daß wir aus diesem Auszuge und nicht aus dem Buche selbst die Er- klärung der Schiller'schen Epigramme zu entnehmen haben, das hat schon Boas mit unbefangenen Blicke eingesehen und richtig nachgewiesen. Der gegen diesen Nachweis leichtfertig erhobene Widerspruch konnte nur von denen ausgehen, die weder das Schlegel'sche Buch in seiner ersten Gestalt, noch die Reichardt'sche Zeitschrift je gesehen hatten.

Und daß wir diese Beziehung der Schiller'schen Epigramme zu jenem vorläufigen Auszuge entdeckt haben, — was gewinnen wir hierdurch? Wir lernen hierdurch begreifen, wie Schiller zu seinen Epigrammen angereizt ward, wir lernen einsehen, daß — wenn mir der paradoxe Ausdruck gestattet

*) Der Auszug, der sich bis auf S. 152 des Buches erstreckt, wird in der Zeitschrift S. 393 mit folgenden Worten eingeleitet: „Wir haben von dieser wichtigen Schrift, die zur Michaelismesse erscheinen wird, zehn Bogen vor uns liegen, und eilen unsern Lesern einen kleinen Vorschmack davon zu geben, indem wir die Hauptsätze ausheben und sie mit vielen der schönsten Stellen vorlegen.“ — Zum Schluß heißt es dann: (S. 415) „Und hiermit sey's genug. Jeder Freund der Kunst und Literatur wird gewiß der Erscheinung dieses wichtigen Werkes mit Sehnsucht entgegensehen.“

ist — Schlegel ein Unrecht erlitt, ohne daß Schiller ihm ein Unrecht that; beide, der angreifende Satiriker wie der angegriffene Autor, beide sind gerechtfertigt. —

Schlegel's Buch war die Frucht des ernstesten Strebens seiner Jugendjahre. Er selbst bezeichnete es in späterem Alter als „den Anfang und die Grundlage aller seiner Arbeiten und Studien über das classische Alterthum*)." Er hatte es nicht voreilig unternommen. Ganz dem Alterthum zugewandt, innerlich beglückt in der Nähe der classischen Welt, emporgehoben durch den Verkehr mit den Geistern, die jene Welt beherrschten, hatte er schon früh den Gedanken einer Arbeit gefaßt, welche wohl die Mühen eines ganzen Lebens lohnen konnte. Er wollte für die Geschichte der alten Literatur ein Winkelmann werden. Was Herder schon vor Jahrzehnten verlangt und erhofft hatte**), das sollte durch ihn zur Erfüllung kommen. Was er unternahm, war durch die Zeit gefordert. Auf ein Werk, wie er es im Sinne trug, wiesen die edelsten Bestrebungen hin, die seit Winkelmann und Herder in unserer Literatur rege geworden. Er durfte hoffen, durch ein solches Werk unmittelbar fortzuleiten, was jene Geister begonnen hatten.

Den Grundgedanken dieses Werkes, das freilich bei dem damaligen Stande der philologischen Studien und, bekennen wir es nur, bei der Beschaffenheit des Schlegel'schen gelehrten Wissens im Einzelnen nur ungenügend hätte ausfallen können — den Grundgedanken faßte er unstreitig in seiner ganzen Weite und Tiefe. Sein Blick war auf das Alterthum gerichtet, aber um sich von dort heller und schärfer auf die Gegenwart zurückzuwenden. Wenn eine geschichtliche Darstellung vom Werden, Sein und Vergehen der antiken Dichtkunst der Entwicklung der neuen Literatur förderlich werden sollte, so mußte vor Allem das Verhältniß der modernen zur antiken Kunstbildung untersucht und festgestellt werden.

Diese Aufgabe hatte Schlegel in seinem Erstlingswerke über „die Griechen und Römer“ kühn ins Auge gefaßt. Die große Erscheinung der an-

*) In der Vorrede zum fünften Bande der Werke.

**) Schon 1767, in der zweiten Sammlung der Fragmente über die neuere deutsche Literatur (S. 273) hatte Herder die denkwürdige Frage gethan: „Wo ist aber noch ein deutscher Winkelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt?“ — Und er fährt fort: „Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen.“ — Herder braucht hier fast dieselben Worte, mit denen Winkelmann die Vorrede zur Geschichte der Kunst eröffnet. —

tiken Poesie sollte in ihrer Gesetzmäßigkeit, in der harmonischen Verbindung ihrer Theile, als ein Ganzes, zur Darstellung kommen. Es sollte deutlich werden, daß die alte Dichtung in ihrer durch innere Nothwendigkeit bestimmten geschichtlichen Entwicklung selbst als ein herrlich zusammenstimmendes Kunstwerk dastehe, in welchem das eine Gesetz der Schönheit waltet. — Wie kann es anders sein, als daß diese Darstellung überall vom Hauche der lebendigsten Begeisterung emporgetragen wird! Aber diese Begeisterung ist nicht künstlich erweckt, sie ist nicht leer und gegenstandslos. Daß sie von Einsicht und Kenntniß, von wahrem Gefühl für das Große begleitet ist, zeigt Schlegel, sobald er aus dem Gesamtbilde der alten Literatur die einzelnen Dichtergestalten hervorhebt, um gleichsam das Auge des modernen Lesers an sie zu gewöhnen. Manches würdig ausgesprochene, aus tieferem Einblick in das Wesen der antiken Kunst hervorgegangene Urtheil mußte damals überaus anregend wirken; auch noch in unseren Tagen kann man sich erquicken an den frischen und treffenden Worten, die uns hier oft genug begegnen*). Und wenn der Verfasser den Ton der Begeisterung auch noch so hoch stimmt, so sagt er doch im Grunde nicht mehr, als z. B. Goethe sagt, wenn er in der Einleitung zu den Propyläen die Griechen als ein Volk preißt, „dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint.“ —

Dieser harmonischen Erscheinung der antiken Poesie wird nun die abschreckende und, wie man fürchten könnte, unheilbare Verworrenheit, das gestaltlose Chaos der neueren Literaturen entgegengehalten. Schlegel müht sich ab mit Schilderung der drückenden Nachtheile, die auf dem Geistesleben der neuen Zeit lasteten, der Hindernisse, unter denen die neue Menschheit sich vergebens hervorarbeiten ringt und die in allen Literaturen ein freies und edles Aufstreben zur Schönheit hemmen. Auch hier fehlt es nicht an einem richtigen Hauptgedanken. Aber die Beobachtungen, die dieser vielfach überladenen Schilderung zum Grunde liegen, sind einseitig, willkürlich und mangelhaft. Mit schwerem Nachdrucke werden hier Meinungen vorgetragen, die Schlegel selbst später bei gereifter Erfahrung auf das entschiedenste verwarf**).

*) Ich verweise vornehmlich auf die mehrfachen Aeußerungen über Sophokles und auf die Bemerkung über Virgil S. 221.

**) Man vergleiche die auf S. 35—37 mitgetheilten Bemerkungen über die Künstlichkeit des Reims, „der in der schönen Kunst immer eine fremdartige Störung bleibt“, mit der geradezu entgegengesetzten Ansicht, die in der Recension der Goethe'schen Werke geltend gemacht wird. — Es versteht sich, daß ich hier überall nur auf die erste Ausgabe der Abhandlung „über das Studium der griechischen Poesie“, nicht auf den späteren Abdruck derselben im fünften Grenzboten IV. 1869.

Aber ungeachtet solcher zahlreichen und leicht erkennbaren Fehlgriffe verleugnet Schlegel nicht den Sinn für die scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten, die in der Kunst- und Dichtungswelt der neueren Zeit hervortreten. Man würde ihm hartes Unrecht thun, wenn man ihm die Schuld aufbürdete, daß er, in einseitiger Befangenheit dem Alterthum hingegeben, vor den großen Offenbarungen des Menschengelstes in der neueren Poesie sein Gemüth verschleße, daß er von den mannigfaltigen Wundern der modernen Dichtung sein Auge abwende. Um eine solche Anklage auf das Gründlichste zu widerlegen, brauchte er nur auf alles das hinzuweisen, was er mit einer, so vielen Zeitgenossen damals noch unfaßlichen und unerschwinglichen Begeisterung über Dante, Shakespear, Goethe und vornehmlich auch über Schiller*) selbst geäußert hatte. Eine einseitige Verherrlichung der alten Poesie auf Kosten der neueren lag keineswegs in seiner Absicht. Er wollte darthun,

Bande der Werke Rücksicht nehme. Wer Schlegel's Jugendarbeiten nur aus den „sämtlichen Werken“ kennt, geräth auf jeder Seite in Gefahr, dem jungen Schlegel Ansichten und Ausdrücke unterzuschieben, die der längst katholisch gewordene Schlegel wohlbedächtig und ängstlich seinen früheren Schriften eingefügt hat, um seine ehemaligen Meinungen den Gesinnungen, zu welchen er sich später bekannte, wenigstens scheinbar anzunähern. So hat man, aus Unkenntniß dieses Verhältnisses, zur Erläuterung des Xenion Nr. 328:

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht,

Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt —

auf eine im fünften Bande der Werke enthaltene Note hingedeutet, in welcher Schlegel sich folgendermaßen vernehmen läßt: (S. 64) „Dieser vollkommene Zusammenhang (im Hamlet) wurde auch durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt. Außerst treffend ist alles, was in Goethe's Meister darüber und über den Charakter der Ophelia, so wie über alles Einzelne im Hamlet gesagt wird. Nur die Idee des Ganzen, so wie dieser Gattung überhaupt, ist nicht berührt; nämlich die Idee von dieser eigenthümlichen tragischen Weltanschauung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchschneidenden skeptischen Gefühl über die ewig unauflösbliche Dissonanz des in seinen innersten Fugen zerrütteten Menschenlebens beruht.“ — Man hat sich durch diese Note zu der unglücklichen Vermuthung bestimmen lassen, Goethe könne wohl, um sich an Schlegel zu rächen, jenes Xenion verfaßt haben. In der ersten Ausgabe jedoch lautet diese Note ganz unschuldig: „Es war mir eine Ueberraschung, diesen vollkommenen Zusammenhang durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt zu sehen. Außerst treffend scheint mir alles, was Wilhelm in Goethe's Meister darüber und über den Charakter der Ophelia sagt, wahrhaft göttlich seine Erklärung, wie Hamlet wurde. Nur vergesse man auch nicht, was er war.“ (S. 56) Diese Note fehlt in dem Auszuge. Hätte der Keniendichter sie aber auch in dem Buche selbst gelesen, so hätte sie ihn in dieser Fassung unmöglich zu einer rächenden Satire anstacheln können. Man sieht hier zugleich ein Beispiel von der Art und Weise, wie Schlegel bei der Rectification seiner ehemaligen Arbeiten zu Werke ging.

*) Es ist nur Gerechtigkeit gegen Schlegel, wenn man die damals zum Preise Schiller's geschriebenen Worte heute dem Leser wieder vorführt: (S. 248) „Ihm gab die Natur die Stärke der Empfindung, die Höhe der Gesinnung, die Pracht der Phantasie, die Würde der Sprache, die Gewalt der Rhythmus, — die Brust und Stimme, welche der Dichter haben soll, der eine sittliche Masse in sein Gemüth fassen, den Zustand eines Volks darstellen, und die Menschheit aussprechen will.“ — Man bedenke, daß diese Worte um die Mitte der neunziger Jahre geschrieben sind! — Das gleich darauf folgende Urtheil über Wieland ist sogar lobend bis zur Ungebühr.

wie weit unsere Literatur seit ihrer, mit Klopstock's Auftreten erfolgten Wiedergeburt sich selbständig, aus innerem Triebe, den Alten genähert habe; er wollte den Punkt bezeichnen, wo die neuere Literatur, zu ihrem Heile, sich am innigsten mit der antiken berühren müsse; er wollte den Zweck angeben, den die Zeitgenossen beim Studium der classischen Poesie zu verfolgen hätten.

Schon ehe das Werk den Lesern übergeben war, hatte Schlegel Schiller's Aufmerksamkeit dafür zu gewinnen gesucht. Da sich das Erscheinen des Buches verzögerte, ließ er die ersten Bogen an Schiller gelangen*), der, wie Schlegel selbst zu verstehen gibt, es mit Interesse aufnahm. Ueber den Werth seiner Arbeit äußerte sich der Autor mit einem wahren Ueberfluß von Bescheidenheit, oder vielmehr er kehrte sein hochmüthiges Selbstbewußtsein gegen seine eigene Arbeit hervor, indem er das Bekenntniß abgab, daß dieser „unreife Versuch“ ihn mit „Ekel und Unwillen“ erfülle. Er sprach die begründete Furcht aus, daß für die meisten Leser „das Ganze, und noch weit mehr die erste Hälfte den Schein einer Parteischrift“ haben würde, „da es doch ein Richterspruch sein sollte.“ Er wies dann auf die Einleitung und auf das Ende hin, wo einiges, wie er sagte, gut gemacht sei. Aber mochte er auch noch so triftige Gründe haben, seinem Buche viel Böses nachzureden, seine Selbstverurtheilung darf uns nicht abhalten, zu bekennen, daß hier, zum ersten Male seit Herder's großen Jugendarbeiten, wieder ein kräftiger Anstoß zu fruchtbarer Behandlung der Literaturgeschichte gegeben war.

Und gewiß hätte Schiller auch diese Anerkennung nicht zurückgehalten, gewiß hätte er in Schlegel's historischen Betrachtungen eine Verwandtschaft mit seinen eigenen ästhetischen Untersuchungen zugegeben, wenn das Buch ihm gleich als ein Ganzes entgegengekommen wäre. Wenigstens hätte er das Buch mit dem entschiedensten Vorurtheil ansehen, es mit mißgünstig spähenden Blicken durchmustern müssen, um die anscheinenden Widersprüche herauszufinden, die er in den Xenien mit so köstlichem Wize bloßgestellt hat.

Nun aber bekam Schiller in unglücklicher Stunde — er hatte eben die Recension des Musen-Almanachs gelesen — den Auszug zu Gesichte. Die einzelnen Schlegel'schen Kraftsprüche, alle der ersten schwächeren Hälfte des Buchs entnommen, standen hier, unvorbereitet und innerlich unverbunden, hart nebeneinander gerückt. Das Ganze erhielt das Ansehen einer Sammlung von kecken Aphorismen, in denen ein frühreifer Geist sich seiner unverdauten Weisheit entlud. Schiller glaubte hier dieselbe Manier wiederzuerkennen, die sich schon in der Recension des Musen-Almanachs abstoßend und widerwärtig genug gezeigt hatte, — denselben Gang zum Paradoxen, dieselbe

*) Schiller hatte also diese ersten Bogen vor Augen; daß er aber für die Xenien nur den Auszug benützt hat, geht aus den Xenien selbst unwidersprechlich hervor.

Unmaßung und, bei allem Schein der Tiefe, dasselbe Unvermögen, in den eigentlichen Kern der Gegenstände zu dringen. Er sah, — was Schlegel eben befürchtet hatte, — in dem Urheber dieser Sprüche einen beschränkten Verehrer des Alterthums, der seine engherzige, kurzsichtige Parteilichkeit bis zum Lächerlichen trieb, der „dem hitzigen Fieber der Gräcomanie“ unrettbar verfallen war. Aus den gewagten Sätzen, die hier in die engste und gefährlichste Nachbarschaft gebracht waren, schienen die grellsten Widersprüche hervorzublickten. Wenn Schiller auf S. 399 des Auszuges las:

„Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame ihrer Masse, Gesetzmäßigkeit der Geist ihrer Geschichte und Skepticismus das Resultat ihrer Theorie“ — wenn er diesen umfassenden Urtheilspruch in Betrachtung zog und dann gleich hernach (auf S. 379) von dem Autor vernahm, daß „nichts die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen könne, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie“, — so wuchsen diese scheinbar sich widersprechenden Sätze wie von selbst zu dem lustigen Xenion zusammen:

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
Denn sie verstehen bloß charakteristisch zu sein.

Nun begründet es freilich schon an und für sich keinen wirklichen Widerspruch, wenn man sagt: eben weil in der ganzen Masse der modernen Poesie alles Einzelne in einseitiger Richtung dem Charakteristischen zustrebt und nicht einem durchgehenden Bildungsgesetze gehorcht, eben deshalb zeigt die Gesamterscheinung der modernen Poesie nicht, wie die der antiken, einen allumfassenden, festbestimmten, sich stets gleich bleibenden Charakter. In dem Buche selbst aber, wo jene beiden Sätze um mehr als dreißig Seiten von einander getrennt stehen und sorgfältig unter einander vermittelt werden, — in dem Buche selbst verschwindet auch jeder Schein des Widerspruchs. Nachdem Schlegel die Charakterlosigkeit der modernen Poesie proclamirt hat, ist er sogar vorsichtig genug, limitirend hinzuzusetzen (S. 19): „Es ist einleuchtend, daß es in strengster und buchstäblicher Bedeutung keine Charakterlosigkeit geben kann.“ —

Indem ich den Auszug mit dem Buche selbst vergleiche, muß ich eines sehr bezeichnenden Wortes von August Wilhelm gedenken, das auf Friedrich's schriftstellerische Eigenthümlichkeit ein richtiges Licht wirft. „Das Fragment“, heißt es in dem Briefe an Windischmann, den Böcking den Schlegel'schen Werken einverleibt hat (S. 291), „das Fragment war ihm schon früh ein hypostasierter Lieblingsbegriff geworden und ist es immer geblieben. Eine Jagd auf den Schein des Paradoxen ist unverkennbar. — — Wenn er aber

zusammenhängend und ausführlich schrieb, dann verfuhr er ganz anders schon in der frühesten Periode. Vollends aber in der letzten versäumte er niemals, ehe er vor dem Publicum austrat, conciliatorische Filzschuhe anzulegen.“ — Dies trifft vollkommen zu und ist unmittelbar auf jenen Auszug anzuwenden. Denn dort ward die erste Hälfte des Schlegel'schen Buches, nachdem die Bindeglieder herausgenommen waren, in solche Fragmente aufgelöst, die schon eine Familienähnlichkeit mit den aphoristischen Sätzen verrathen, durch welche Friedrich hernach in der ehrbaren und ernstern deutschen Literatur so viel absichtlichen Anstoß gegeben hat. Die conciliatorischen Filzschuhe sind hier abgelegt und der sonst so behutsam Wandelnde tritt mit festem Fuße hart und unangenehm dröhnend auf.

Wenn also Schiller den anspruchsvollen Schriftsteller satirisch abfertigte und ihm zurief, daß er die würdige Sache, für die er kämpfe, zum Spott und Gelächter mache, so ist der Dichter in gewissem Sinne gerechtfertigt; aber begreifen wird man es auch, daß Schlegel, der sich in seinem Wollen und Streben verkannt und sein Thun geschmäht sah, einen nie wieder schwindenden Groll faßte.

Dieser machte sich alsbald Lust in einer Recension des Xenien-Almanachs, in welcher der Schlegel'sche Witz, vornehmlich gegen Schiller gerichtet, mit meisterhafter Gewandtheit sein ernstes Spiel treibt*). Nur die Rücksicht auf Goethe bewirkte, daß man später im Athenäum, wo die Xenien in dem „literarischen Reichsanzeiger“ einen nicht unwürdigen Epilog erhielten, von offener Feindseligkeit gegen Schiller abstand**). Während Wilhelm, den man noch im Herbst 1797 in literarischen Kreisen zur „Schiller'schen Partei“ rechnete***).

*) Die den Xenien selbst gewidmete Stelle kann man bei Voas lesen (2, 35), der aber das Schlegel'sche Geistesflegel auf dieser Recension nicht erkannt hat. Dies ist ihr indeß so deutlich aufgeprägt, daß man Friedrich unbedenklich als den Autor annehmen müßte, auch wenn er nicht durch Wilhelms Zeugniß äußerlich als solcher bestätigt würde. Dieser schreibt an Tieck (15. Januar 1830): „Ich erinnere mich unter andern, daß seine Anzeige der Xenien ein Meisterstück von Witz war.“ — Vollkommen ausgebildet zeigt sich Schlegel's Manier auch in folgenden Worten der Recension, welche die einzelnen Beiträge Schiller's zum Musen-Almanach für 1797 berühren: „Die untadeliche Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten (S. 88—91), die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, die versteckte Klugheit in den politischen Önomen (S. 32, 33), der glänzende Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage der Ceres, verdienen wirklich nicht bloß im Allgemeinen bewundert, sondern aufs genaueste entwickelt zu werden; wozu wenigstens hier der Ort nicht ist.“ — Friedrich Schlegel's gereimte Epigramme gegen Schiller mögen zur Ehre seines Witzes der Vergessenheit theilhaftig werden, die er ihnen später mit so gutem Grunde wünschte.

**) August Wilhelm schreibt an Schleiermacher (1. November 1799): „Wenn wir mit Schiller übel umgehen, so verderben wir unser persönliches Verhältniß mit Goethe, woran mehr gelegen ist, als an allen Teufeleien der Welt.“ — Mit Freuden lieft man jedes Wort, welches uns die hohe und rührende Freundschaft der beiden Einzigen von neuem bestätigt. —

***) Vgl. die zwischen Friedrich Jacobs und Schütz gewechselten Briefe in der Briefsammlung des Letzteren I, 199 u. 245. —

die persönlichen Beziehungen mit Schiller durch Goethe's Vermittelung gern wiederhergestellt hätte, unterließ Friedrich offenbar jeden Versuch der Annäherung. Konnte er einmal im Laufe der nächsten Jahre nicht umhin, den Schiller'schen Namen und die Schiller'schen Werke zu erwähnen, so geschah dies mit einer Ironie, die sich gar nicht verstecken sollte*).

Daß Schiller einen persönlichen Widerwillen gegen das Brüderpaar nie hat überwinden können und wollen, wissen wir aus zahlreichen Aeußerungen. Obschon er das Einzelne ihrer Leistungen nicht unbillig beurtheilte, und besonders in Friedrich's Natur den Ernst und die Tiefe anerkannte, so muß man doch wohl zugeben, daß er die Summe ihres Könnens und Thuns unterschätzte und ihre hohe Bedeutung für die Fortbildung unserer Literatur nicht nach vollem Verdienst gewürdigt hat.

Damals, als Friedrich Schlegel die Recension des *Musen-Almanachs* und die Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie schrieb und hierauf von den Kenien so schwer getroffen ward — damals gab es noch keine sichtbar ausgebildete neue, noch keine romantische Schule. Und doch kann man behaupten, daß Schiller's ganzes Verhältniß zu dieser Schule, wie es sich in der Folgezeit gestaltete, durch den hier geschilderten Vorgang, wenigstens äußerlich, bestimmt worden ist.

Was ich hier in engen Umrissen darzustellen versuchte, gehört der Vorgeschichte der romantischen Schule an. Damit es aber einem Jeden möglich werde, sowohl die Vorgeschichte dieser Schule wie die Geschichte selbst ihrem ganzen Umfange nach aus den Quellen kennen zu lernen, scheint es endlich geboten, Hand anzulegen zur Ausführung eines Werkes, das schon lange nicht mehr unausgeführt sein sollte. Es scheint geboten, für Friedrich Schlegel's Schriften das voll und ganz zu leisten, was für die Schriften August Wilhelm's schon so musterhaft geleistet worden. Und zwar wird eine nach strengen Grundsätzen geordnete Sammlung von Friedrich's Werken für die Literaturgeschichte noch ergiebiger ausfallen und dieser das werthvollste Material zuführen.

Schon bald nach Friedrich's Tode beschäftigte sich Wilhelm mit dem Gedanken, aus den früheren Arbeiten des Bruders eine Auswahl zu treffen**)

*) Siehe Europa 1, 59.

***) Brief an Tieck vom 15. Januar 1830. — Auf diesen Plan, welcher den Angehörigen Friedrich's wohl nicht zusagen mochte, kam er auch 1834 in dem Briefe an Windischmann zurück, dem ein unvollständiges Verzeichniß von Friedrich's älteren Arbeiten beigegeben ward (Werke 8, 288 sq.) (Es sei hier angemerkt, daß die Note zu Nr. 9 auf S. 289 nicht die Recension von Goethe's Werken, sondern die überaus witzige Anzeige der von Büsching und v. d. Sagen herausgegebenen Volkslieder betrifft. Uebrigens hat sich Friedrich bei dieser Anzeige nicht anonym gehalten. Im Inhaltsverzeichnisse sind, wie bei den andern Recensionen, die er in den Heidelberger Jahrbüchern drucken ließ, die Buchstaben Fr. S. angegeben.)

und, wie er es ganz schicklich bezeichnete, „dem früheren Friedrich gegen den späteren ein Denkmal zu setzen.“ Denn, in der That, Friedrich hat alles aufgeboten, um sein eigenes Jugendbild aus der Literaturgeschichte auszulöschen. Es ist unmöglich, in den „sämmlichen Werken“, mit deren Bearbeitung er seine so vielfach gewundene literarische Laufbahn abschloß, den jungen Friedrich Schlegel zu erkennen, der die Grundsätze und Doctrinen der romantischen Schule am selbständigsten ausgebildet und am unerschrockensten vertreten hat. Dieser Friedrich Schlegel muß für die Literaturgeschichte wiedergewonnen werden.

Friedrich besand sich in einer unbehaglichen Lage, als er die Sammlung seiner Werke vornahm. Sein Geist war nicht frei und seine Lebensstellung nicht unabhängig genug, daß er es über sich vermocht hätte, in dieser Sammlung unbefangen ein getreues Abbild seiner wundersamen Geistesentwicklung und Geistesumwandlungen zu geben. Er wollte seinen Lesern nichts vorlegen, was zu den Ueberzeugungen, die er damals predigte, in einem unverföhnbaren Gegensatz stand. Nun gab es aber unter den Producten seiner jüngeren Jahre gar manche, die sich gegen jede, auch nur scheinbare Annäherung an seine späteren Grundsätze mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit sträubten, manche, die von dem nun verpönten Geiste des jungen Friedrich Schlegel so durch und durch erfüllt waren, daß dieser Geist auch durch die gewaltsamsten Procedures nicht mehr wegzubannen war. Hier blieb also keine Hilfe übrig; diesen widerspenstigen, incorrigibeln Erzeugnissen ward der Zutritt in den Kreis der sämmlichen Werke versagt; und so entzog uns denn Friedrich eine ganze Reihe von Arbeiten, die für die Erkenntniß seines eigenen Bildungsganges wie für die Entwicklungsgeschichte der romantischen Schule von eingreifender Bedeutung sind. —

Die andern Erzeugnisse, deren völlige Aufopferung nicht unbedingt nöthig schien, wurden von ihrem Urheber — und dies ist erst recht geeignet, den schwankenden Literaturhistoriker irre zu führen, — einem sorgfältigen Umbildungs- und Läuterungsproceß unterworfen. Die früheren Schärfen und Härten wurden, so viel es irgend thunlich war, gemildert; die ehemaligen Ansichten so vielfach bedingt und beschränkt, daß ihr eigentlicher Gehalt darüber verloren zu gehen drohte. War es nicht möglich, die früheren Worte zu der späteren Meinung herüberzuzwingen, so trug der Autor die in seinem letzten Lebensabschnitt errungene Gesinnung, halb kühn, halb ängstlich, in das Werk seiner Jugendzeit hinein, unbekümmert darum, daß nun der ursprüngliche Grundton dieses Werkes auf eine seltsame Weise verstimmt ward. — Man kann sich der Theilnahme nicht erwehren, indem man den Autor während seiner langen und mühseligen Arbeit beobachtet, wie er, der Vielgewandte, alle stilistischen Rettungsmittel

zu Hilfe nehmen muß, um den Geburten seines jugendlichen Geistes eine Art von zweifelhafter Fortdauer zu sichern. Bleibt auch ihr inneres Wesen unangetastet, so wird doch ihr äußeres Ansehen umgewandelt. Wer würde in der Rede über die Mythologie, wie sie im fünften Bande der Werke steht, noch das kühne Manifest der Romantiker erkennen *)!

Möge also der Wunsch nach einer kritischen Herstellung der Werke Friedrich Schlegel's hier nicht vergebens ausgesprochen sein! Auf allen Gebieten des literarhistorischen Wissens die Kenntniß und das Studium der unverfälschten Quellen zu fördern — dieser Aufgabe müssen wir vor Allem genügen, wenn unsere Literaturgeschichte sich endlich zu der Würde einer strengen und ernstern Wissenschaft erheben soll.

Französische Zustände und Aussichten.

Prévoist-Paradol gilt mit Recht als der geistvollste politische Schriftsteller des heutigen Frankreich, keine Feder fürchtete der Imperialismus so als die feintige, man verfolgte den Courrier du Dimanche, in dem er zuerst besonders schrieb, auß' äußerste, unterdrückte ihn zuletzt und brachte es dahin, daß ein gefälliges Gericht den unbequemen Kritiker zu kurzer Gefängnißstrafe verurtheilte. Er widmete sich darauf ganz dem Journal des Débats und die Academie, für die seine oppositionelle Gesinnung eher eine Empfehlung als das Gegentheil war, öffnete ihm ihre Thüren als er kaum die Mitte der

*) Man sehe hier besonders, wie er dem unbequemen Namen Spinoza aus dem Wege geht! — Wer sich von dem ganzen Proceß dieser Umbildung eine genügende Vorstellung verschaffen will, muß ihn durch alle früheren Arbeiten hindurch verfolgen. Manchmal werden ganze Seiten eingeschoben; (vgl. die Griechen und Römer S. 257 mit den Werken 4, 94) oft nur die Worte durch gelinde Modificationen der späteren Sinnesweise des Autors annehmlich gemacht. Nicht selten gewährt diese Mühsal der Umarbeitung dem vergleichenden Leser einen komischen Eindruck. In dem Vorworte zum Epitaphios des Lysias, dessen Uebersetzung Schlegel in Wieland's Attischen Museum veröffentlicht hatte, fand sich der Satz: (I, 216) „In der Urgeschichte der Menschheit sind sogar einige abergläubische Gebräuche, welche dem Denker kindisch scheinen müssen, die ersten Zeichen ihrer höhern Bestimmung.“ — Dieser harmlose Satz fand später keine Gnade mehr, und ward in den Werken 4, 167 auf folgende Weise zurechtgerückt: „In der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung.“ — Zu welchen Fehlgriffen ein literarhistoriker verleitet wird, der den Unterschied zwischen der früheren und späteren Gestalt der Schlegel'schen Werke nicht kennt oder nicht beachtet, — das mag man an dem traurigen Beispiele von Cholevius lernen; vgl. dessen Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 2, 397.